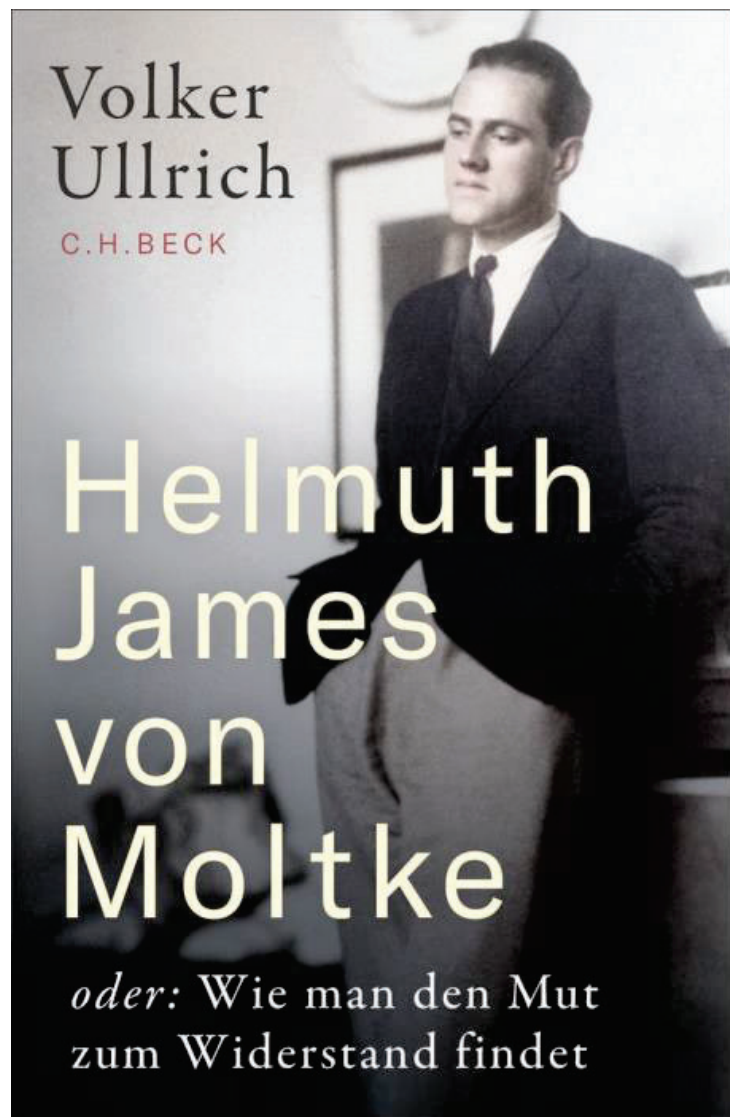


Unverkäufliche Leseprobe



Volker Ullrich

Helmuth James von Moltke

oder: Wie man den Mut zum Widerstand findet

2026. 428 S., mit 29 Abbildungen

978-3-406-84375-4

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/39979456>

Volker Ullrich

Helmuth James von Moltke

Volker Ullrich

Helmuth James von Moltke

oder: Wie man den Mut zum
Widerstand findet

C.H.Beck

Mit 29 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Helmuth James von Moltke als Student (1928/29),

© Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84375 4



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Einleitung	7
Kapitel I	
Herkunft und Prägungen	15
Kapitel II	
Kriegsalltag	31
Kapitel III	
Nachkriegswirren, Inflation, Stabilisierung	41
Kapitel IV	
Weimarer Lehrjahre	61
Kapitel V	
Liebe in Zeiten der Großen Depression	80
Kapitel VI	
In der Diktatur	104
Kapitel VII	
Der Weg in den Widerstand	139
Kapitel VIII	
Der Kreisauer Kreis	169
Kapitel IX	
Pläne für den Tag danach	192

Kapitel X	
Konspiratives Leben	212
Kapitel XI	
Netzwerke	227
Kapitel XII	
Auf Reisen	235
Kapitel XIII	
Verhaftung – KZ Ravensbrück	250
Kapitel XIV	
Der 20. Juli 1944	272
Kapitel XV	
Im Totenhaus von Tegel	292
Kapitel XVI	
Prozess und Hinrichtung	317
Kapitel XVII	
Abschied von Kreisau	329
Kapitel XVIII	
Das Vermächtnis	342
Dank	357
Anmerkungen	359
Bibliographie	409
Bildnachweis	420
Personenregister	421

Einleitung

Im Tagebuch der Journalistin Ruth Andreas-Friedrich taucht er einmal auf: Ein Kreis von Hitler-Gegnern hat sich im Oktober 1942 eingefunden und debattiert über Möglichkeiten, wie der Nazi Herrschaft ein Ende zu bereiten sei. «In einer Ecke sitzt, still in den Sessel zurückgelehnt, ein ernster Mann. Betrachtet aus großen Augen aufmerksam jeden Anwesenden. Er spricht wenig. Mischt sich kaum in die leidenschaftliche Unterhaltung. Nur manchmal nickt er zustimmend vor sich hin. (...) «Wer war der Herr?» erkundige ich mich (...), als der schweigsame Unbekannte sich früher als alle anderen verabschiedet hat. «Moltke. Graf Helmuth von Moltke. Unser bester Kopf (...). Man wird noch von ihm hören.»¹

Der beste Kopf des deutschen Widerstands gegen Hitler – das war der im März 1907 auf dem Familiengut im schlesischen Kreisau geborene Helmuth James von Moltke in der Tat. Anders als die meisten Mitglieder der bürgerlich-konservativen und der militärischen Opposition war er ein kompromissloser Gegner des Nationalsozialismus von allem Anfang an. Und er war der Spiritus Rector des Kreisauer Kreises, jener Widerstandsgruppe, die sich wie keine zweite in einem jahrelangen mühevollen Diskussionsprozess auf ein detailliertes Programm für eine Neuordnung nach Hitler verständigte.

Widerstand gegen die Hitler-Diktatur – das forderte den ganzen Menschen. Das war eine Sache von Leben und Tod. Das hieß, den Lockungen eines unbeschwerten Familienlebens und einer verheißungsvollen Karriere zu entsagen. Das hieß, die Angst zu überwinden und sich täglich zu rüsten für den Kampf gegen ein menschenverachtendes Regime. All das verlangte viel Mut, große innere Unabhängigkeit, ein sicheres Empfinden für Recht

und Unrecht und einen verlässlichen moralischen Kompass. Helmuth James von Moltke war einer der wenigen, die diese Eigenschaften besaßen.

Nicht jeder war auf den ersten Blick von ihm beeindruckt. Manchen galt der hochgewachsene Mann als unnahbar und arrogant. Doch wer ihn näher kennenlernte, der konnte sich der Faszination seiner Erscheinung kaum entziehen. Für Harald Poelchau, den Gefängnispfarrer von Tegel, der viele Hitler-Gegner auf ihrem letzten Gang zum Galgen begleitete, war er «die hervorragendste Persönlichkeit», die ihm in jenen dunklen Jahren begegnete.² Und auch der Theologe und spätere Bischof Hanns Lilje, der zusammen mit Moltke in Tegel einsaß, nannte ihn «die eindrucksvollste Gestalt» unter allen Mithäftlingen.³

In seinen Erinnerungen hat ihm der amerikanische Diplomat George Kennan, der Helmuth James von Moltke im Herbst 1940 in Berlin kennenlernte, ein bleibendes Denkmal gesetzt: «Für mich ist Moltke eine so große moralische Figur und gleichzeitig ein Mann mit so umfassenden und geradezu erleuchteten Ideen, wie mir im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten der Front kein anderer begegnet ist.»⁴

Allerdings wird man sich vor einer Verklärung hüten müssen. Helmuth James von Moltke war ohne Zweifel eine der wenigen Lichtgestalten des Widerstands gegen Hitler, aber er war kein unfehlbarer Heiliger. Er konnte irren, und er hat sich – bei aller Hellsichtigkeit – gelegentlich geirrt. Golo Mann, der große Geschichtserzähler, hat dies in seinem Porträt aus dem Jahr 1973 prägnant zum Ausdruck gebracht: Moltke sei «dem Bild eines vollkommenen Menschen nahe» gekommen. «Aber, gottlob, ein vollkommener Mensch war er nicht. Sein Urteil schwankte, seine Wünsche schwankten auch, manchmal wusste er nicht mehr, was er noch wünschen, hoffen, planen, tun sollte.»⁵ Es gab Momente des Selbstzweifels, der Niedergeschlagenheit, der Erschöpfung – wie hätte es angesichts der existenziellen Grenzsituation, wie sie der Widerstand im «Dritten Reich» darstellte, anders sein können? Aber, und dies zeichnet Moltke im Besonderen aus, immer wieder gelang es ihm, solche kritischen Phasen zu überwinden und den eingeschlagenen Weg, den er als verpflichtenden Auftrag empfand, konsequent fortzusetzen.

Den «schweigsamen Unbekannten», von dem Ruth Andreas-Friedrich in ihrem Tagebuch sprach, haben wir mittlerweile kennengelernt – in einer Reihe von Publikationen, in denen er sich als überaus beredt und mitteilksam erweist: in den Editionen der Briefe an Freya von Moltke aus dem Zweiten Weltkrieg. Fast täglich berichtete der Jurist – seit September 1939 als Experte für Völkerrechtsfragen zur Abteilung Ausland/Abwehr beim Oberkommando der Wehrmacht in Berlin eingezogen – seiner Frau, die sich während des Krieges mit den beiden Söhnen in Kreisau aufhielt. Die vollständige Veröffentlichung dieser Korrespondenz, die Freya in den Bienenstöcken des Gutshofes versteckt gehalten und über das Kriegsende hinaus hatte retten können, hat lange auf sich warten lassen.

Den Anfang machte 1988 Beate Ruhm von Oppen, Professorin am St. John's College in Annapolis, mit einer Edition der Briefe, die Helmuth James von Moltke zwischen Kriegsbeginn 1939 und seiner Verhaftung im Januar 1944 geschrieben hatte. Zwar hatte sie der niederländische Historiker Ger van Roon bereits in seiner Pionierstudie über den Kreisauer Kreis aus dem Jahr 1967 einsehen können.⁶ Doch erst jetzt wurde offenbar, welche erstrangige Quelle der deutschen Widerstandsgeschichte sie darstellten. Was Moltke in zärtlicher Zwiesprache mit seiner Frau den Briefen anvertraute, gibt nicht nur Aufschluss über sein Denken und Handeln, sondern auch über die Entstehung des Kreisauer Kreises, die Entwicklung der programmatischen Debatten und die alltäglichen Mühen und Risiken des konspirativen Lebens unter der Diktatur.⁷ Kein anderer prominenter Vertreter des Widerstands hat ein Zeugnis von ähnlichem Rang hinterlassen. 1989 wurde Moltke dafür posthum der renommierte Geschwister-Scholl-Preis der Stadt München verliehen.

Erst zwei Jahrzehnte später, 2009, folgte der Anschlussband: ein Tagebuch und Briefe aus der Haft im Konzentrationslager Ravensbrück, in dem Moltke von Februar bis September 1944 festgehalten wurde. Lange Zeit hatte Freya von Moltke gezögert, die sehr persönlichen Dokumente aus der Hand zu geben. Denn anders als die Briefe zuvor unterlagen die nach der Festnahme geschriebenen der Zensur. Dennoch erweisen sich auch diese als eine wertvolle Quelle. Aus ihnen lässt sich entnehmen, wie Moltke die

sieben Monate Haft in Ravensbrück verkraftete und womit er sich, Tag für Tag, in seiner Zelle beschäftigte.⁸

Ihren allerpersönlichsten Besitz, die Abschiedsbriefe, die sich die Eheleute von Moltkes Verlegung in das Strafgefängnis Tegel Ende September 1944 bis zu seiner Hinrichtung am 23. Januar 1945 schrieben und die der Gefängnispfarrer Harald Poelchau in die Zelle hinein- und herausschmuggelte – diese anrührendsten aller Zeugnisse wollte Freya von Moltke zu ihren Lebzeiten nicht zur Veröffentlichung freigeben. Erst nach ihrem Tod Anfang Januar 2010 entschlossen sich ihr älterer Sohn Helmuth Caspar von Moltke und Ulrike von Moltke, eine Tochter des Diplomaten Hans Bernd von Haeften, eines Mitglieds des Kreisauer Kreises, die mit dem inzwischen gestorbenen jüngeren Sohn Konrad verheiratet gewesen war, auch diese Briefe der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Durch diese Edition wurde das Bild, das wir uns bisher von Moltke machen konnten, um manche Facette bereichert. Sie zeigt einen Mann, der sich durch die erniedrigenden Umstände der Haft und den subtilen Terror der Gestapo-Verhöre nicht brechen ließ, der mit allen Fasern am Leben hing und doch lange Monate in «vertraulicher Nachbarschaft mit dem Tode» verbrachte, wie er Ende Dezember 1944 schrieb.⁹ Bereit sein, für das als moralisch einzig richtig Erkannte zu sterben – in diesem Entschluss ist er zu keinem Zeitpunkt wankend geworden.

Lange Zeit hat es auch gedauert, bevor sich deutsche Historiker intensiver mit der Gestalt Helmuth James von Moltkes beschäftigten. Die erste Biographie erschien 1972. Ihre Autoren waren, wohl nicht zufällig, zwei Briten: Michael Balfour und Julian Frisby, die Moltke noch persönlich gekannt hatten. Die Arbeit war «ein letzter Freundschaftsdienst», wie Golo Mann in einer langen Besprechung hervorhob, und sie spiegelte die Wertschätzung, die man Moltke in Großbritannien, seiner zweiten Heimat, nach dem Krieg entgegenbrachte.¹⁰ 1975 erschien eine deutsche Ausgabe, an der Freya von Moltke mitgewirkt und zu der sie viele Briefe und Dokumente ihres Mannes auch aus der Zeit vor 1939 beigesteuert hatte. Der Protagonist sollte möglichst häufig selbst zu Worte kommen, um ihn, wie es im Vorwort hieß, «lebendig werden zu lassen».¹¹

Erst zum 100. Geburtstag Moltkes im März 2007 erschien die erste umfangreiche Biographie eines deutschen Autors, des emeritierten Professors für Christliche Gesellschaftslehre an der Fakultät für Evangelische Theologie der Ruhr-Universität Bochum, Günter Brakelmann.¹² Sie wurde zwar als Standardwerk angekündigt, blieb aber hinter den geweckten Erwartungen zurück. Das lag nicht nur an der glanzlosen Art der Darstellung. Unverkennbar war das Bemühen Brakelmanns, Moltke zu einer Ikone des christlichen Widerstands zu stilisieren. Gegen die Tendenz, die Religiosität ihres Mannes überzubewerten, hat aber schon Freya von Moltke Einspruch erhoben: Der Glaube habe zu Beginn des Widerstands gegen den Nationalsozialismus noch keine große Rolle gespielt, sondern sich erst «unter dem ständigen Druck der konspirativen Existenz» verstärkt.¹³

Manche Fragen, die eine Moltke-Biographie beantworten muss, bekam Brakelmann gar nicht in den Blick: Wie wurde Moltke, wie wurden aber auch andere Mitglieder des Kreisauer Kreises während des Krieges mit der schwierigen Doppelrolle fertig, nämlich einerseits eine Funktion innerhalb des Regimes auszuüben und andererseits ebendieses Regime zu bekämpfen? Welche praktischen Probleme brachte die konspirative Arbeit angesichts des zunehmenden Naziterrors und des immer heftigeren Bombenkrieges mit sich? Auf welchen Wegen erfuhr Moltke von den Massenverbrechen, von Holocaust und Vernichtungskrieg? Welche Punkte in den Neuordnungsplänen der Kreisauer waren zukunftsfähig, welche nicht? Und nicht zuletzt: Welche Rolle spielten die Frauen im Widerstandskreis?

Ein Jahr nach Brakelmanns Debüt brachte der Rowohlt Verlag das Werk eines ehemaligen Berliner Lehrers und bekennenden Achtundsechzigers, Jochen Köhler, heraus. Mit diesem Buch hat es eine besondere Bewandnis. Ursprünglich sollte es auch zum 100. Geburtstag Moltkes erscheinen, doch dann gab es statt der versprochenen großen Biographie nur einen Vorabdruck in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung».¹⁴ Und wenige Monate später erfuhr man, dass der Autor gestorben war, ohne das Manuskript zum Abschluss gebracht zu haben.

Köhlers Biographie blieb ein Fragment. Geschildert werden Kindheit und Jugend Moltkes, dies allerdings in einer einfühlsamen, atmosphärisch

ichten und auch literarisch anspruchsvollen Weise. Der Autor, der zwanzig Jahre an seinem Sujet arbeitete, hatte noch Gelegenheit, viele Gespräche mit Angehörigen und Bekannten der Familie zu führen. Was sie ihm erzählten, steht in keinen Dokumenten und ergänzte unser Bild von Moltke in mancher Beziehung. Doch die entscheidenden Jahre, der Alltag in der Diktatur, der Weg in den Widerstand, das Wirken im Kreisauer Kreis, schließlich das Ende, Haft, Prozess und Hinrichtung 1944/45 – all das hatte Köhler nicht mehr ausführen können.¹⁵

Grund genug also, noch einmal den Versuch zu machen, ein Lebensbild Moltkes zu zeichnen. Die Leitfrage lautet: Wie konnte Moltke zu dem werden, der er war: einer der entschiedensten Hitler-Gegner der ersten Stunde? Was war es, das ihn, anders als die meisten jungen Akademiker seiner Generation, gegen die Verheißungen des Nationalsozialismus immunisierte? Woher nahm er die Kraft, wie fand er den Mut zum Widerstehen? In den ersten Kapiteln wird daher dem Milieu nachgespürt, dem Moltke entstammte. Welche Einflüsse wirkten auf ihn ein, und wie prägten sie seine Weltsicht?

Eine besondere Rolle wird hier seiner Mutter, Dorothy von Moltke, zugewiesen, der Tochter des Obersten Richters der Südafrikanischen Union, Sir James Rose Innes, die es aus Zufall nach Kreisau verschlagen hatte. Die Briefe, die sie an ihre Eltern in Südafrika schrieb und die wiederum Beate Ruhm von Oppen 1999 in einer Auswahledition zugänglich gemacht hat, sind eine wichtige, noch längst nicht ausgeschöpfte Quelle.¹⁶ Sie geben Aufschluss nicht nur über die Entwicklung des ältesten ihrer fünf Kinder, zu dem sie ein besonders inniges Verhältnis hatte, sondern auch über die liberale, tolerante Atmosphäre, in der der junge Moltke aufwuchs. Dorothy von Moltke war eine scharfsinnige Beobachterin der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im ausgehenden Kaiserreich, der Weimarer Republik und der Anfangsjahre des «Dritten Reiches». Ohne die liberal-angelsächsische Prägung mütterlicherseits, die das konservativ-patriarchalische Erbe väterlicherseits gewissermaßen neutralisierte, wären – dieser Schluss drängt sich auf – Moltkes politische Bewusstwerdung, seine kompromisslose Ablehnung des Nationalsozialismus und sein Weg in den Widerstand kaum denkbar gewesen.

Es kamen freilich noch Einflüsse anderer, bedeutender Persönlichkeiten hinzu. Dazu zählte sein Breslauer Lehrer, Professor Eugen Rosenstock-Huessy und ein Kreis von Freunden, mit denen Moltke Ende der 1920er Jahre die «Löwenberger Arbeitsgemeinschaft» ins Leben rief. Der Grundgedanke, Menschen unterschiedlicher sozialer, politischer und konfessioneller Herkunft zum Dialog zusammenzuführen, sollte im Kreisauer Kreis wieder aufgenommen werden.

Noch wichtiger war die Begegnung mit Eugenie Schwarzwald, der bekannten Wiener Pädagogin und Sozialreformerin. Der Kreis interessanter Menschen unterschiedlicher Profession und Nationalität, die sie Jahr für Jahr in ihrem Ferienhaus am Grundlsee im Salzkammergut zusammenführte, übte auf den damaligen Jurastudenten eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Hier verfestigte sich, was schon von zu Hause her bei ihm angelegt war: ein weltoffenes, von jeder nationalistischen Verengung freies Denken.

Am Grundlsee war es auch, wo Moltke 1929 seine spätere Frau, Freya Deichmann, die Tochter eines Kölner Bankiers, kennenlernte. Neben Mutter Dorothy war es Freya, die den größten Einfluss auf Helmuth James ausübte. Ohne sie, das ist sicher, hätte er den risikoreichen Schritt in den Widerstand nicht tun und die damit verbundenen Belastungen nicht auf sich nehmen können. Deshalb widmet dieses Buch der Beziehung der beiden ein besonderes Augenmerk, ja zuweilen kommt es einer Doppelbiographie gleich. Freya von Moltke hat in ihrem kleinen, aber feinen Memoirenband «Erinnerungen an Kreisau» Zeugnis abgelegt über ihre Verpflanzung ins schlesische Milieu und ihre gemeinsamen Jahre mit ihrem Mann.¹⁷ Und bereits kurz nach ihrem Tod am 1. Januar 2010 sind zwei Bücher erschienen, die sich mit ihrem «Jahrhundertleben» beschäftigen.¹⁸

So wie eine Biographie Moltkes ohne Dorothy und Freya von Moltke nicht vorstellbar ist, so wenig lässt sie sich ohne eine umfassende Darstellung des Kreisauer Kreises schreiben, dessen Mittelpunkt und inspirierender Kopf Moltke war. Das heißt aber auch, dass seine Mitstreiter, allen voran sein engster Vertrauter Peter Yorck von Wartenburg, angemessen gewürdigt und ihrem Anteil an den theoretischen und praktischen Arbeiten nachge-

gangen werden muss. Hier konnte ich anknüpfen an meine Studie über den Kreisauer Kreis, die 2008 in der Reihe «Rowohlts Monographien» erschienen ist.¹⁹ Zu den meisten Mitgliedern des Kreises liegen mittlerweile Biographien vor – so für Peter Yorck (Günter Brakelmann), Adam von Trott zu Solz (Benigna von Krusenstjern), Theodor Steltzer (Klaus Alberts), Harald Poelchau (Klaus Harpprecht), Eugen Gerstenmaier (Daniela Gniss), Alfred Delp (Roman Bleistein), Carlo Mierendorff (Richard Albrecht), Adolf Reichwein (Ullrich Amelung), Theodor Haubach (Peter Zimmermann) und Julius Leber (Dorothea Beck). Daneben gibt es eine Reihe von Erinnerungsbänden. Persönliche Rechenschaft abgelegt haben nicht nur die Männer, die überlebten – Harald Poelchau, Theodor Steltzer, Eugen Gerstenmaier, Paulus van Husen –, sondern auch die Frauen. So haben neben Freya von Moltke auch Marion Yorck von Wartenburg, Rosemarie Reichwein, Clarita von Trott zu Solz und Barbara von Haeften von ihrem Widerstand an der Seite ihrer Männer erzählt.²⁰

Moltkes kurzes Leben umspannt drei Epochen der deutschen Geschichte: das Ende des Kaiserreichs, das er schon bewusst erlebte, die Weimarer Republik, die seine eigentlichen Lehrjahre waren, und die nationalsozialistische Herrschaft, deren Entwicklung er zunächst als kritischer Beobachter verfolgte und dann als aktiv Handelnder bekämpfte. Für die Darstellung ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die verschiedenen Phasen seines Lebens einzubetten in den Kontext der deutschen Geschichte, ihre Brüche und ihre jeweils unterschiedlichen Herausforderungen, mit denen er sich auseinandersetzen musste.

Wie kaum ein Zweiter verkörperte Helmuth James von Moltke das «andere Deutschland», jenen kleinen Teil der deutschen Gesellschaft, der sich ein Gefühl für Humanität und Menschenwürde bewahrt hatte. Die von ihm konzipierten Ideen stellten den denkbar radikalsten Gegenentwurf zur totalitären Ideologie der Nationalsozialisten dar. An ihn zu erinnern erscheint wichtiger denn je in Zeiten, in denen die Demokratien weltweit unter Druck stehen, Kriege vom Zaun gebrochen werden und das Völkerrecht mit Füßen getreten wird. Sein Beispiel kann Mut machen zum Handeln überall dort, wo freiheitliche Rechte auf dem Spiel stehen.

Kapitel I

Herkunft und Prägungen

Rund fünfzig Kilometer südwestlich von Breslau (Wrocław), in einer Senke zwischen den Ausläufern des Eulengebirges und dem Berg Zobten, einer alten slawischen Kultstätte, liegt Kreisau (heute Krzyżowa). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es ein 400 Einwohner zählendes typisches schlesisches Reihendorf mit Bauern- und Landarbeiterhäusern, einem kleinen Schulhaus, einer Mühle, einer Bahnstation – und einem Schloss mit Gutshof und Wirtschaftsgebäuden.¹ Hier, im Erkerzimmer des Schlosses, kam am 11. März 1907 Helmuth James von Moltke zur Welt. Der doppelte Vorname verweist auf die beiden Stränge seiner familiären Herkunft, die für sein weiteres Leben von großer Bedeutung werden sollten: Preußisch-konservative Tradition verband sich mit liberal-angelsächsischem Einfluss.

Den ersten Vornamen hatte schon sein Urgroßonkel getragen, der berühmte Chef des preußischen Generalstabs, Helmuth von Moltke. Er war der strategische Kopf, der in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 den Sieg Preußens über Österreich sichergestellt hatte. Zum Dank dafür hatte ihm der preußische König Wilhelm I. eine Dotation von 200 000 Talern gewährt. Von diesem Geld erwarb Moltke im August 1867 das Rittergut Kreisau, ein rund 400 Hektar umfassender Besitz, nebst den Vorwerken Nieder-Gräditz und Wierischau. 1868 wurden die drei Güter in einem sogenannten Familien-Fideikommiss zusammengefasst – eine Einrichtung, wonach der Grundbesitz geschlossen erhalten bleiben musste und immer nur ein Familienmitglied das Nutzungsrecht besitzen durfte.²

Nach dem Sieg über Frankreich 1870/71 avancierte Moltke endgültig

zum Nationalheros. Wilhelm I. erhob ihn in den Grafenstand und gewährte ihm eine weitere großzügige Dotation. Um den Generalstabschef entstand ein regelrechter Kult. Straßen wurden nach ihm benannt, Denkmäler schon zu seinen Lebzeiten errichtet, und in vielen Wohnzimmern hing sein Bild neben denen Wilhelms I. und Bismarcks. Der Tag der Schlacht von Sedan am 2. September 1870 wurde Deutschlands erster Nationalfeiertag, der jedes Jahr mit großem Pomp begangen wurde.³

Moltkes Ehe mit der Engländerin Mary Burt war kinderlos geblieben. Deshalb ging der Besitz nach seinem Tod im April 1891 an den Sohn seines älteren Bruders, Wilhelm von Moltke (1846–1905), über und nach dessen Tod an dessen ältesten Sohn Helmuth von Moltke (1876–1939), den Vater von Helmuth James.

Das Andenken des Feldmarschalls wurde in Kreisau in Ehren gehalten. Sein Schlafraum im Schloss, das «Feldmarschallzimmer», mit der Totenmaske, den Orden und Urkunden und der großen Ahnentafel an der Wand blieb unverändert. Links und rechts vor der Eingangstreppe zum Schloss standen bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 zwei Kanonen, die im Feldzug gegen Frankreich erbeutet worden waren. Etwas abseits, auf einer kleinen Anhöhe, hatte Moltke 1869 eine Grabkapelle errichten lassen, die seiner früh verstorbenen Frau als letzte Ruhestätte diente und wo er selbst im Beisein des jungen Kaisers Wilhelm II. 1891 beigesetzt wurde. Schloss und Kapellenberg wurden nach seinem Tod zu einem Wallfahrtsort, der Jahr für Jahr eine wachsende Schar von Bewunderern anzog.⁴

Zum preußisch-konservativen Erbe väterlicherseits kam über die Mutter von Helmuth James ein neues Element in die Familie: Dorothy von Moltke war die Tochter von Sir James Rose Innes (1855–1942) und seiner Frau Jessie, deren schottische Vorfahren zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Südafrika, seit 1806 britische Kronkolonie, ausgewandert waren. Der 1855 geborene Südafrikaner in dritter Generation zählte zu den angesehensten Juristen seines Landes. Er hatte als Justizminister zwei Kabinetten angehört und diente zuletzt, von 1914 bis 1927, als Oberster Richter (Chief Justice) in der 1910 gegründeten Südafrikanischen Union. Rose Innes war ein Mann mit ausgeprägtem Rechtsempfinden und liberalen politischen Ansichten. Er setzte sich besonders für den Ausgleich zwischen Engländern



Das Gutsschloss Kreisau, um 1895

dern und Buren und die Überwindung der Rassendiskriminierung ein. Darin wurde er tatkräftig unterstützt von seiner Frau Jessie, einer engagierten Verfechterin des Frauenwahlrechts.⁵

Wie sich Dorothy Rose Innes und Helmuth von Moltke kennenlernten, ist oft erzählt worden. Im Jahr 1902 brachen Mutter Jessie und ihre achtzehnjährige Tochter zu einer Bildungsreise nach Europa auf. Ihr Weg führte sie über Frankreich und Italien auch nach Deutschland. In Dresden, im Hotel «Weißer Hirsch» oberhalb der Stadt, lasen sie zufällig in einer Zeitungsannonce, dass ein schlesisches Landgut zahlende Gäste aufnehmen würde, die das Bridgespiel beherrschten. So kamen die beiden Frauen nach Kreisau. Die Anzeige hatte Ella Gräfin von Moltke, die Frau Wilhelm von Moltkes, aufgegeben. Nach der immer wieder phantasievoll ausgeschmückten Familienlegende soll ihr einmal prophezeit worden sein, dass eines Tages eine junge Frau mit einem weißen Kleid und einer blauen Halskette in Kreisau erscheinen und dem Haus großes Glück bringen würde. Und tatsächlich soll Dorothy an ihrem ersten Abend in Kreisau ein weißes Kleid und eine blaue Glasperlenkette getragen haben.⁶

Wie dem auch sei: Tatsache ist, dass sich die Achtzehnjährige und der siebenundzwanzigjährige Sohn des Majoratsherrn von Kreisau ineinander verliebten, obwohl sie sich kaum verständigen konnten. Er sprach nur wenig Englisch, sie kein Deutsch. Was sie zusammenführte, war die Musik. Helmuth von Moltke sang bezaubernd Schubert-Lieder, Dorothy begleitete ihn am Klavier. Mutter Jessie sah die sich anbahnende Verbindung mit einiger Sorge: Sollte ihre einzige Tochter ihr weiteres Leben entfernt von den Eltern und Südafrika auf einem schlesischen Gut in Deutschlands hinterster Provinz verbringen? Bald ließ sie die Koffer packen und flüchtete mitsamt Tochter vor dem stürmischen Werben des «Young Teuton», des «jungen Teutonen», wie sie ihren künftigen Schwiegersohn nannte, nach Paris.

Doch Helmuth von Moltke ließ sich nicht entmutigen. Nach dem plötzlichen Tod seines Vaters 1905 hielt er, nun selbst Majoratsherr von Kreisau, förmlich um die Hand Dorothys an. Schließlich gaben die Eltern schweren Herzens ihre Zustimmung. Am 18. Oktober 1905 heiratete das junge Paar in Pretoria.⁷

Dorothy fiel die Trennung von ihren Eltern schwer. Durch eine rege Korrespondenz hielt sie den Kontakt aufrecht. Woche für Woche, über dreißig Jahre lang, schrieb sie Briefe, deren Beförderung über den Seeweg mehrere Wochen dauerte. Darin berichtete sie über ihre Eindrücke in der neuen Heimat, ihr Leben mit dem «Y. T.» («Young Teuton»), wie auch sie ihren Ehemann nannte, und über die Entwicklung ihrer fünf Kinder, die im Abstand von jeweils zwei Jahren kamen. Auf den Erstgeborenen, der nach dem südafrikanischen Großvater den zweiten Vornamen James erhielt, folgten Joachim Wolfgang (Jowo) 1909, Wilhelm Viggo (Willo) 1911, Carl Bernhard 1913 und die einzige Tochter Asta Maria 1915.⁸ Nur selten traten die Eltern die beschwerliche Reise von Südafrika nach Kreisau an. Nach ihrem ersten längeren Besuch im Herbst 1908 bis Februar 1909 schrieb Dorothy ihrem Vater: «Es scheint so befremdlich und traurig, dass ich so weit weg von Dir und Mutter und Afrika leben soll – und doch bin ich glücklich und fühle, dass meine Aufgabe und mein Platz hier ist.»⁹



Dorothy von Moltke
mit dem Erstgeborenen
Helmuth James, 1907

Bei seiner Geburt soll Helmuth James von Moltke stark behaart gewesen sein. Seine Mutter nannte ihn «the black boy», und auch als die Behaarung sich nach wenigen Tagen verlor, blieb es in den Briefen an die Eltern bei dem Kosenamen «the boy».¹⁰ In allen Details berichtete Dorothy Anfang April 1907 von der Taufe ihres ersten Sohnes. Sie fand im «Feldmarschallzimmer» statt: «Es war eine bewegende Szene – der einfache, historische Raum, die alten Moltkes sehr gerührt bei den Erinnerungen, die auf sie eindrangen, und dieser jüngste aller Moltkes, der sich keiner Vergangenheit oder Zukunft bewusst war, jedoch starken Anteil an der Gegenwart nahm und jeden der Paten, in deren Arme er nacheinander gelegt wurde, mit großen, fragenden Augen ansah.» Als Taufspruch hatte Dorothy eine ihrer Lieblingsstellen aus der Bibel, Römerbrief 8, Vers 38–39, aus-

gewählt: «Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.» Es wurde gesungen, und nach Predigt und Taufakt gab der Pastor seinen Segen. Die stolze Mutter vergaß nicht zu erwähnen, dass ihr «wunderbarer Sohn» in der Woche nach der Taufe ein Pfund zugenommen hatte und schon fast neun Pfund wog: «Er ist herrlich kräftig und entwickelt schon Muskeln.»¹¹

Über seine Kindheit hat Helmuth James von Moltke selbst in einem langen Brief berichtet, den er Anfang Februar 1944, wenige Tage nach seiner Verhaftung im Berliner Gestapo-Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße an seine beiden damals sieben und drei Jahre alten Söhne Caspar und Konrad schrieb: «Als ich geboren wurde, da sah Kreisau ganz anders aus als jetzt im Jahre 1944. Mein Vater und meine Mutter, die wir Papi und Mami nannten, lebten im großen Schloss und bewohnten es auch ganz. Es gab eine Menge Mädchen, eine Mamsell, zwei Diener, einen Jäger in Parade-Uniform, mehrere Kutscher unter Herrmann als ihrem Chef und einen ganzen Stall voll Reit- und Kutschpferde.»¹² Früh lernte auch Helmuth James reiten und kutschieren. Mit fünf Jahren bekam er ein Pony und einen kleinen Wagen geschenkt. Der große Park hinter dem Schloss mit seinen vielen Bäumen, die noch der Feldmarschall hatte pflanzen lassen, bot ihm und seinen Brüdern viele Möglichkeiten zum Herumtollen, ja ganz Kreisau glich, wie sich Helmuth James erinnerte, einem «riesigen Spielplatz».¹³

Durch den Park schlängelte sich ein kleiner Fluss, die Peile, der sich allerdings im Sommer nicht selten in ein stinkendes Rinnsal verwandelte, weil er die Abwässer der Textilfabriken von Langenbielau mit sich führte – jenem Ort, der durch Gerhart Hauptmanns Drama «Die Weber» (uraufgeführt 1894) bekannt geworden war. Jedes Kind bewirtschaftete ein eigenes Stück Gartenland, dessen Erträge an die Mutter für einen eher symbolischen Preis verkauft werden durften. Als Helmuth James sieben Jahre alt war, bekam er ein Taschengeld von 25 Pfennig wöchentlich. «Ich musste aber über meine Einnahmen und Ausgaben genau Buch führen, und die-

ses Buch musste ich Mami alle Woche vorlegen.»¹⁴ In der Familie Moltke wurde auf Sparsamkeit gehalten.

Im Winter führten die Kinder kleine Theaterstücke auf, wobei der Älteste zumeist die Regie übernahm, und Höhepunkt des Jahres waren jeweils die Weihnachtsfeiern, zu denen sich die Gutsherrschaft mit dem Hofgesinde im Schloss versammelte. Es war eine Welt noch ohne elektrisches Licht und Radio. Eine Wasserleitung wurde 1910 im Schloss installiert – WCs ersetzen nun die Plumpsklos.¹⁵

Rein äußerlich unterschieden sich die Verhältnisse nicht von denen auf anderen schlesischen Landgütern. Den Rhythmus der Jahreszeiten bestimmten die Erfordernisse der Gutswirtschaft. Und doch war das Leben in Kreisau anders. Es herrschte eine weltoffene, tolerante Atmosphäre, die sich deutlich abhob vom patriarchalisch-konservativen Milieu vieler ostelbischer Großgrundbesitzerfamilien. Hier machte sich der Einfluss der jungen Gräfin Dorothy von Moltke geltend, die durch ihre liebenswerte, den Menschen zugewandte Art «im Handumdrehen (...) die Herzen aller erobert» und «in weniger als einem Jahr» dem ganzen Haus «ihren Stempel» aufgedrückt hatte, wie Helmuth James rückblickend rühmte.¹⁶ Sie war der Mittelpunkt der Familie, geliebt und verehrt nicht nur von den eigenen Angehörigen, sondern auch von den vielen Gästen, die sich regelmäßig in Kreisau einfanden.

Aufgewachsen in einem liberalen, von angelsächsischem Pragmatismus geprägten Elternhaus, empfand Dorothy von Moltke die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im wilhelminischen Deutschland vor 1914 als bedrückend. «Ich bin über die jüngsten Ereignisse in Deutschland sehr erregt», schrieb sie im November 1908, nachdem die durch ein unbedachtes Interview Kaiser Wilhelms II. ausgelöste Daily-Telegraph-Affäre das Reich an den Rand einer Staatskrise gebracht hatte. «Ist das wohl der Anfang einer nationalen Bewegung, eine konstitutionellere Regierungsform zu erlangen? Das hoffe ich aufrichtig, denn ein Land mit der Bildung und Modernität Deutschlands kann nicht ewig mit einer Regierungsform weitermachen, die nicht einmal vorgibt, repräsentativ zu sein.»¹⁷

Tatsächlich änderte die Affäre, bei aller Kritik an den Auswüchsen des

«persönlichen Regiments» Wilhelms II., nichts an der bestehenden Machtverteilung in der preußisch-deutschen Militärmonarchie. Der Wunsch nach einer «Parlamentarisierung» der Verfassung, das heißt der Bildung einer vom Vertrauen des Reichstags und nicht des Monarchen abhängigen Reichsregierung, sollte erst im Oktober 1918, in der Stunde des Untergangs der Hohenzollernmonarchie, verwirklicht werden. Den übergroßen Einfluss des Adels auf die deutsche Politik hielt Dorothy von Moltke für verhängnisvoll. «Jemand muss die Mauer der Traditionen und Vorurteile einreißen und die Luft der Freiheit hereinlassen, so dass sich Individualitäten (etwas, was beim «Adel» in Deutschland sehr fehlt) entwickeln können», schrieb sie im Mai 1910 an ihren «Daddy».¹⁸

Vom bornierten Standesdünkel der preußischen Junker trennten die junge Frau aus Südafrika Welten. Das Dreiklassenwahlrecht in Preußen, das bis zum Ende des Kaiserreichs unangetastet blieb und ihnen die politische Vorherrschaft im größten deutschen Einzelstaat sicherte, nannte sie «eine Schande für ein Kulturvolk».¹⁹ Und sie mokierte sich über die allenthalben grassierende Furcht vor der Sozialdemokratie – «ein albernes Schreckgespenst».²⁰ Dass die SPD, die sich vor 1914 zur stärksten Partei im Reichstag entwickelte, mit allen Mitteln ausgegrenzt und als «reichsfeindlich» bekämpft wurde, lehnte sie entschieden ab. Und ebenso stieß sie sich an dem unter den Gutsbesitzern verbreiteten Antisemitismus. Das galt auch für den Mann einer ihrer Schwägerinnen, Dietrich von Trotha. «Er ist ein heftiger Antisemit», berichtete sie über dessen Besuch in Kreisau im Juni 1907, «und glaubt im Innersten (...), dass jedes Laster im Vaterland von jüdischem oder englischem Einfluss herrühre! Persönlich ist er sehr nett, aber ach, seine politischen und sozialen Meinungen!»²¹ Dietrich von Trotha war ein begeisterter Leser der antisemitischen Monatsschrift «Der Hammer», und als Dorothy von Moltke einmal ein Exemplar zur Hand nahm, fand sie amüsant, was sie dort über die Frauenbewegung zu lesen bekam: Sollten Frauen in Deutschland einmal das Wahlrecht und Einfluss in der Politik bekommen, dann wäre der Weg in die «schnelle Degeneration» des Landes vorgezeichnet.²²

Helmuth von Moltke folgte seiner Frau gewiss nicht in allen Belangen, aber auch er galt unter seinen konservativen Standesgenossen eher als Außenseiter. Er zeigte wenig Interesse für die Landwirtschaft, und er teilte auch ihre Leidenschaft für die Jagd nicht. Unter den Junkern gebe es «Gerede und Erstaunen», da ihr Mann eben nicht so lebe wie alle anderen, berichtete Dorothy im August 1908 ihrem Vater, und sie fuhr fort: «Ohne Zweifel ist Helmuth äußerst originell und individuell, er ist ein Sonderling, ein gänzlich gesunder und guter, aber Du kannst Dir vorstellen, was für Verwunderung er unter seinen Standesgenossen auslöst, wo man Individualität nicht sehr oft antrifft.»²³

Als Kind war Helmuth schwer an Diphtherie und Tuberkulose erkrankt, und er schrieb seine Heilung der Christian Science zu, einer von der Amerikanerin Mary Baker Eddy 1879 gegründeten Religionsgemeinschaft. Ihrer Lehre zufolge lagen die Ursachen von Krankheiten an einer Abkehr von Gott und konnten nur durch eine Rückkehr zum Glauben, durch Gebet und innere Läuterung geheilt werden. Im Volksmund nannte man daher die Anhänger der Sekte «Gesundbeter».²⁴ Aus Dankbarkeit für seine Genesung machte der Majoratsherr von Kreisau selbst eine Ausbildung zum Heiler, statt den standesgemäßen Beruf eines Offiziers oder Juristen zu ergreifen.

Dorothy von Moltke schloss sich dem Engagement ihres Mannes an. Ihren Vater, der offensichtlich darüber verwundert war, suchte sie in einem Brief vom Mai 1909 zu beruhigen: «In der C(hristian) S(cience) ist das Heilen von Krankheit wirklich von zweitrangiger Bedeutung, denn ihr hauptsächlicher Wert – abgesehen von Hilfe und Trost, die man geben kann – liegt darin, dass sie der Beweis dafür ist, dass wir der Wahrheit etwas näher kommen.» In dieser Glaubensrichtung habe sie «eine rationale Antwort» auf alle ihre Fragen und zugleich «das Allheilmittel für alle Furcht und den stärksten Beweggrund nicht nur für ein reines und rechtes Leben, sondern für reines und rechtes Denken» gefunden.²⁵

War sie wirklich ganz von dem überzeugt, was sie hier offenbarte? Immerhin begleitete sie ihren Mann im August 1911 nach Boston, um gemeinsam mit ihm das Grundlagenwerk der Gründerin Mary Baker Eddy «Science and Health – With Key to the Scriptures» (zuerst erschienen 1890)

ins Deutsch zu übertragen – ein schwieriges Unterfangen, das sie bis zum März 1912 in den USA festhielt. Sie betrachte die Übersetzung als eine «Angelegenheit von großer Wichtigkeit», teilte sie ihren Eltern mit.²⁶ Für ein halbes Jahr wurden die Kinder der Obhut von Kindermädchen und Verwandten überlassen. Überliefert ist aus der Zeit des Aufenthalts in den Staaten ein Brief Helmuth von Moltkes an die Schwiegereltern, in dem er sich geradezu enthusiastisch über die neugewonnenen Eindrücke äußerte: «The world seems to me so full of interesting and good things that we cannot be thankful enough that we are living in these times.»²⁷

Als Majoratsherr von Kreisau war Helmuth Graf von Moltke Mitglied im Herrenhaus, der ersten Kammer des Preußischen Landtags in Berlin. Während der Sitzungen nahm das Ehepaar eine Wohnung in der Tiergartenstraße. An den Debatten beteiligte er sich in der Regel nicht. «Er hat hier in jeder Hinsicht eine isolierte und schwierige Position, denn er ist in vielen Dingen so anders als seine Standesgenossen (...)», berichtete Dorothy. «Und der Y(oung) T(euton) entwickelt sehr liberale Ansichten, die ihm den Ruf eines ziemlichen Narren und Parias einbringen!»²⁸ Am gesellschaftlichen Leben in Berlin nahm das Paar aber regen Anteil. Ein Verwandter, Friedrich von Moltke, preußischer Innenminister von 1907 bis 1910, und dessen Frau Julie übernahmen es, Dorothy in die Hofgesellschaft einzuführen. «Wenn wir erst einmal die wichtigsten Leute kennengelernt haben, glaube ich, dass es ganz amüsant wird.»²⁹ So wurde sie Anfang Januar 1910 der Gräfin Brockdorff, einer Hofdame der Kaiserin, vorgestellt, und danach ging es zur Frau des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg, der im Juli 1909 Bernhard von Bülow abgelöst hatte und seitdem versuchte, durch eine vorsichtige Reformpolitik das bestehende System zu stabilisieren.³⁰ Obwohl eher der Pflicht als ihrer Neigung gehorchend, bewegte sich die junge Gräfin von Moltke auf dem für sie ungewohnten Parkett der Empfänge und Feste mit großer Sicherheit und Liebenswürdigkeit.

Höhepunkt der Saison 1910 war der Hofball im Schloss Bellevue am 29. Januar. Dorothy wurde der Kaiserin Auguste Viktoria vorgestellt, die einige Worte Englisch mit ihr sprach, und danach durfte sie auch Wilhelm II. die Hand schütteln. Bei Tisch hatte sie Gelegenheit, das Kaiser-

paar aus der Nähe zu beobachten: «Er ist ein gutaussehender Mann mit schwarzem Schnurrbart, stahlgrauem Haar und sehr lebhaften Augen. Die Kaiserin hat schöne weiße Haare und sieht sanft, freundlich und ziemlich dumm aus.»³¹ Obwohl sie die ganze Veranstaltung mit ironischer Distanz betrachtete, war die junge Gräfin aus bürgerlichem Hause doch beeindruckt von der Spätblüte höfischer Kultur, wie sie hier zelebriert wurde: «Und dann die Uniformen, chinesische, japanische und türkische wie auch alle europäischen, und die Dutzende von Pagen, die an den Wänden entlang standen in roten Anzügen mit weißen Rüschen vorne und an den Ärmeln. Es war eine geradezu blendende Pracht und Farbe, und oben von der Galerie sah der Saal wie ein kostbarer persischer Teppich aus.»³²

Am Ende der Saison, im Februar 1910, sahen sich die Moltkes verpflichtet, zur Feier von Dorotheys Geburtstag nun ihrerseits ein großes Fest mit 150 geladenen Gästen zu veranstalten. Doch die wichtigsten Plätze blieben unbesetzt – fast alle geladenen Prinzen hatten abgesagt, indem sie «verschiedene Krankheiten» vortäuschten, wie Dorothy ihren Eltern schrieb.³³ Sie machte sich selbst nichts vor: Die Absagen hingen nicht mit ihr, sondern mit ihrem Mann zusammen, der wegen seiner unorthodoxen Ansichten und seines eigenwilligen Lebensstils bei Hofe nicht wohlgekommen war.

Helmuth James' Verhältnis zu seinem Vater war eher distanziert. Der sei «ein Egoist» gewesen, «dabei weich, gutmütig und voller freundlicher Gedanken», hat er im Rückblick des Jahres 1944 geurteilt. Aber er sei manchmal auch «cholerisch» gewesen und habe seine Ziele rücksichtslos verfolgt, «ohne auf seine Mitmenschen zu achten». Sein Sohn führte diese Charaktereigenschaften zurück auf die Jugend seines Erzeugers, die von Krankheiten überschattet gewesen war, weswegen man ihn zu sehr verwöhnt habe. Dass er dennoch einen halbwegs tauglichen Familienvater abgegeben habe, verdanke er allein seiner Frau: «Aber seine Launen, all seinen Missmut hat sie abgefangen und gemildert und so erreicht, dass die schroffen Seiten dieses schwierigen Mannes immer von ihr verdeckt waren.»³⁴

Für die Kinder blieb die Mutter die Hauptperson. Eine besonders innige Beziehung verband Dorothy von Moltke mit ihrem Ältesten, der ihr «die größte Freude auf der Welt» war.³⁵ Von Anfang an beobachtete sie alle

seine Entwicklungsschritte mit gleichbleibender Aufmerksamkeit. «Es ist außergewöhnlich, wie viel Charakter dieser kleine Wurm von kaum drei Monaten zeigt (...)\», schrieb sie Anfang Juni 1907, «niemals, außer im Schlaf, einen Moment still – Augen, Kopf, Arme, Füße, alles in ständiger Bewegung (...). Er lacht fast immer, wenn er angesprochen wird.»³⁶ Einen Tag vor Heiligabend, am 23. Dezember 1907, heißt es: «Er liebt Gesellschaft (...), selbst wenn wir nicht mit ihm spielen; bloß unter Leuten zu sein und sie zu beobachten, macht ihm Freude.» Die Mutter rühmte seine «wunderschöne Stimme», sein «schnelles Ohr» und seinen «außergewöhnlichen Sinn für Humor» – sie habe sich nicht vorstellen können, «dass ein Baby so herzlich über einen Witz lachen könnte».³⁷

Anfang November 1908 nahmen die Eltern den Kleinen zum ersten Mal mit nach Berlin: «Er genoss die Reise von Creisau sehr und war über die vielen Züge und Puff-Puffs (Autos) sehr aufgeregt. Er findet das Stadt-leben ganz angenehm, nur fehlen ihm seine Schweine sehr (...), und er verlangt ständig, zu den Nuckeles (Schweinen) gebracht zu werden.»³⁸ In ihren Briefen hat die Mutter immer wieder sprachliche Wendungen ihres Sohnes eingeflochten, die zeigen, dass er auch hier von rascher Auffassungsgabe war. Dorothy, die inzwischen die deutsche Sprache gut beherrschte, redete auch viel auf Englisch mit ihm. «Er versteht alles, traut sich aber bis jetzt noch nicht, es selbst zu sprechen», schrieb sie im Dezember 1909.³⁹

Aber auch der Erziehung der nachfolgenden Kinder widmete Dorothy viel Liebe und Sorgfalt. «Meine drei kleinen Söhne – ich träume davon, dass sie sich eines Tages als Segen für die Welt erweisen», bemerkte sie nach der Geburt des dritten Sohnes Wilhelm Viggo im Mai 1911.⁴⁰ In seinen in der Haft für seine Söhne geschriebenen Kindheitserinnerungen hat Hel-muth James von Moltke die «tiefe menschliche Wärme» hervorgehoben, mit der seine Mutter alle umfassen habe: «In dieser Wärme, meine lieben beiden Kleinen, sind wir aufgewachsen, und wer diese Wärme mitbekommen hat, dem wird nie wieder kalt ums Herz werden.»⁴¹

Der Erstgeborene bekam, wie es in adeligen Familien damals noch üblich war, mit dem 6. Lebensjahr zunächst Privatunterricht. Über seine erste

Unterrichtsstunde im April 1913 berichtete die Mutter: «Er saß da mit gefalteten Händen und eine Art religiösem Ausdruck, entschlossen, sich kein Wort entgehen zu lassen, wie ein schüchterner Jüngling, der in seine ersten heiligen und wichtigen Übungen eingeweiht wird. Möge dieses Gefühl nicht allzubald verschwinden!»⁴² Die Anfänge im Lesen, Schreiben, Rechnen lernte Helmuth James beim Dorflehrer, Herrn Hoffmann. Bald kam als neue Hauslehrerin ein Fräulein Krome aus Berlin, die ein Faible für Gedichte hatte. Er habe damals «rasend viel auswendig gelernt – den halben Echtermeyer», erinnerte sich ihr Schüler.⁴³ Für den Knaben war die erste Bekanntschaft mit klassischer Literatur nicht unwichtig, auch wenn dadurch das Erlernen der Grundfertigkeiten etwas vernachlässigt wurde.

Die Jahre vor 1914 waren eine Zeit wachsender innenpolitischer und außenpolitischer Spannungen. Im Februar 1910 kam es in Berlin zu großen Demonstrationen der sozialdemokratischen Arbeiter gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht. «Überall sprachen die Leute so, als ob so etwas wie die Französische Revolution bevorstünde!», beobachtete Dorothy von Moltke.⁴⁴ Ende Oktober 1913 stürzte die Zabern-Affäre das Kaiserreich in seine letzte große Krise vor Beginn des Ersten Weltkriegs. Ausgelöst worden war sie durch das nassforschende Verhalten eines jungen Leutnants, das die ohnehin gespannten Beziehungen zwischen dem preußischen Militär und der Zivilbevölkerung in dem 1871 annektierten «Reichsland» Elsass-Lothringen zur Explosion brachte. Es kam zu zahlreichen antipreußischen Kundgebungen und – im Gegenzug – zu Misshandlungen und willkürlichen Verhaftungen von Demonstranten. Dem Reichskanzler Bethmann Hollweg, der sich hinter das Militär stellte, sprach der Reichstag im Dezember 1913 mit überwältigender Mehrheit das Misstrauen aus. «Aber in diesem politisch merkwürdigen Land bedeutet das nichts», wusste Dorothy von Moltke, denn tatsächlich war der Reichskanzler nicht dem Parlament, sondern dem Monarchen verantwortlich. Aber noch monatelang war die Affäre in der Öffentlichkeit Gegenstand heftiger Erörterungen. «Der Zabern-Zwischenfall bewegt immer noch die Gemüter», meldete die junge Gräfin Mitte Januar 1914 nach Südafrika.⁴⁵

Auch die außenpolitische Lage gestaltete sich zunehmend prekär. Auf-

trumpfende Weltpolitik und forcierte Flottenrüstung hatten das Kaiserreich in die Isolierung geführt. Die Lage sei «ernst», schrieb Dorothy im Mai 1909, denn auch wenn Deutschlands Absichten friedlich seien, bedeute «seine Flotte doch eine ständige Bedrohung für England» und dessen Weltmachtstellung.⁴⁶ Durch das aggressive Auftreten der deutschen Diplomatie herausgefordert, hatte sich das britische Inselreich 1904 mit Frankreich zur Entente cordiale zusammengeschlossen und 1907 mit dem russischen Zarenreich über die Interessengegensätze in Kleinasien verständigt. So standen in Europa vor 1914 schließlich zwei Bündnisblöcke gegeneinander: Die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn auf der einen und die Triple-Entente aus Frankreich, England und Russland auf der anderen Seite. Zunehmend sah sich das Kaiserreich von feindlichen Mächten umzingelt – «eingekreist», wie es in der zeitgenössischen Sprache hieß.

Der Versuch der deutschen Reichsleitung in der zweiten Marokko-Krise von 1911, die britisch-französische Entente zu schwächen, endete in einem Fiasko. Ausgelöst worden war die Krise durch die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffs an die marokkanische Küste. Dieser sogenannte «Panthersprung nach Agadir» war ein provokativer Akt imperialistischer Kanonenbootdiplomatie. Mehrfach drohten die Spannungen im Spätsommer 1911 zu einem großen militärischen Konflikt zu eskalieren. Das Ehepaar Moltke hörte von der krisenhaften Zuspitzung während seines Aufenthalts in Boston. Glücklicherweise bestehe «kein Grund, dass die Marokkofrage nicht bald friedlich beigelegt werden sollte, es wäre doch Wahnsinn, in den Sandhügeln Nordafrikas Krieg zu führen», schrieb Dorothy Ende September 1911.⁴⁷

Der deutsche Generalstabschef seit Januar 1906, Helmuth von Moltke, ein Neffe des berühmten Feldmarschalls und Patenonkel von Dorothys Mann, dachte darüber ganz anders. Den friedlichen Ausgang der Marokko-Krise empfand er als schmähhches Zurückweichen. «Wenn wir aus dieser Affäre wieder mit eingezogenem Schwanz herausschleichen», meinte er im August 1911, «wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung aufrufen können, die wir bereit sind, mit dem Schwert zu verteidigen, dann verzweifle ich an der Zukunft des Deutschen Reiches.»⁴⁸ Im deutschen Generalstab gewöhnte man sich an die Vorstellung, dass der große Krieg über

kurz oder lang doch kommen würde und die erstbeste Chance ergriffen werden müsse, um durch einen Präventivkrieg den Ring der «Einkreisung» zu durchbrechen.

Im Oktober 1912 waren Dorothy von Moltke und ihr Mann zu Gast beim Generalstabschef. Was dieser ihnen bei dieser Gelegenheit eröffnete, teilte Dorothy umgehend ihren Eltern mit: «Onkel Helmuth meint, dass es vielleicht Krieg gibt aus dem einfachen Grund, dass alle sich seit langem darauf vorbereitet haben, und solch ungeheure Waffenarsenale sind immer eine Gefahr.» Am Ende zitierte sie ihn wörtlich: «Wenn Krieg kommt, kommt er hoffentlich bald, bevor ich zu alt bin, die Dinge richtig zu meistern.»⁴⁹

Noch unverblümter äußerte sich der Generalstabschef auf einer Krisensitzung am 8. Dezember 1912, zu der Kaiser Wilhelm II. seine wichtigsten militärischen Ratgeber zusammengerufen hatte: «Ich halte einen Krieg für unvermeidbar u(nd) je eher desto besser.»⁵⁰ Die Überzeugung von der Unvermeidbarkeit eines großen europäischen Konflikts griff in den letzten beiden Jahren vor 1914 immer weiter um sich. «Das große Gesprächsthema hier ist Krieg», schrieb Dorothy von Moltke Weihnachten 1912. «Alles ist bereit, was natürlich nicht bedeutet, dass er mit Sicherheit kommt, aber doch, dass er möglich ist.» Nicht ohne Grund befürchtete sie, dass «die Konservativen den Krieg als das einzige Mittel sehen» könnten, «die Sozialdemokraten in Schach zu halten», also durch eine aggressive Wendung nach außen die innere Ordnung des Kaiserreichs zu festigen. Und sie schloss mit der Bemerkung: «Außerdem halten sie ihn für unvermeidlich – wie kindisch!»⁵¹

Im Herbst 1913 fand in Niederschlesien das große Kaisermanöver statt, die jährliche Demonstration deutscher Kriegstüchtigkeit. Vom sogenannten Feldherrnhügel bei Ludwigsdorf aus beobachteten die Kreisauer Moltkes das Kriegsspiel. Noch drei Jahrzehnte später erinnerte sich Helmuth James: «Über dem Hügel stand ein Fesselballon. Ich fand das alles rasend aufregend und war entsprechend todmüde, als wir am Nachmittag nach Hause kamen.»⁵² Sir Rose Innes, der mit seiner Frau zu Besuch in Kreisau war und, während die Moltke-Familie im Manövergebiet weilte, im Schloss zurückgeblieben war, fiel unerwartet die Aufgabe eines Fremdenführers

zu, als eine Gruppe von Offizieren darum bat, das «Feldmarschallzimmer» besichtigen zu dürfen. Hinterher erfuhr er, dass unter ihnen auch der österreichisch-ungarische Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf gewesen war – neben seinem deutschen Amtskollegen einer jener Militärs, die am entschiedensten auf einen Krieg drängten. Bei den abendlichen Kamingesprächen im Schloss hörte der Gast aus Südafrika, was deutsche Offiziere erzählten: Deutschland müsse, «falls der Krieg nicht zu verhindern sei, den ersten Schlag führen». Die deutschen Armeen würden «Russland aufhalten und währenddessen Frankreich plattstampfen».⁵³ Im Operationsplan des Vorgängers Helmuth von Moltkes, General Alfred von Schlieffen, glaubte der deutsche Generalstab ein unfehlbares Siegesrezept zu besitzen: Frankreich sollte durch eine riesige Umfassungsschlacht blitzartig geschlagen werden, bevor sich dann die Truppen gegen Russland wenden würden.⁵⁴

Dorothy von Moltke fürchtete, dass Deutschland durch das enge Bündnis mit Österreich-Ungarn «ständig ‹fast› in einen Krieg verwickelt werden» könnte.⁵⁵ Tatsächlich aber fand der Gedanke an einen Präventivkrieg in der militärischen Führung des Kaiserreichs selbst immer mehr Anklang. Ende Mai 1914 offenbarte Generalstabschef von Moltke dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Gottlieb von Jagow, wie sehr ihn «die Aussichten in die Zukunft bedrückten»: «In 2–3 Jahren würde Russland seine Rüstungen beendet haben. Die militärische Übermacht unserer Feinde wäre dann so groß, dass er nicht wüsste, wie wir ihrer Herr werden könnten. Jetzt wären wir ihnen noch einigermaßen gewachsen. Es bliebe seiner Ansicht nach nichts übrig, als einen Präventivkrieg zu führen, um den Gegner zu schlagen, solange wir den Kampf noch einigermaßen bestehen könnten. Der Generalstabschef stellte mir demgemäß anheim, unsere Politik auf die baldige Herbeiführung eines Krieges einzustellen.»⁵⁶ Nur wenige Wochen später, am 28. Juni 1914, trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein: die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Frau Sophie in Sarajewo. Wie der damals siebenjährige Helmuth James die Nachricht aufgenommen hat, ist nicht überliefert. Aber nach allem, was vorausgegangen war, dürfte den Moltkes in Kreisau bewusst gewesen sein, dass sich die Kriegsgefahr damit dramatisch erhöht hatte.

Kapitel II

Kriegsalltag

Das Attentat von Sarajewo veränderte die Situation mit einem Schlag. In Wien glaubte die Kriegspartei unter Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf nun die Gunst der Stunde nutzen zu sollen, um endlich mit den Serben abzurechnen, die man für das Attentat verantwortlich machte. Allerdings war dazu die Rückendeckung durch den deutschen Bündnispartner notwendig. Denn schließlich barg ein Krieg gegen Serbien, das unter dem Schutz Russlands stand, die Gefahr eines großen europäischen Krieges in sich.

In Verhandlungen mit österreichischen Diplomaten in Potsdam und Berlin am 5. und 6. Juli 1914 gab die deutsche Reichsleitung grünes Licht für ein rasches Losschlagen gegen Serbien. Reichskanzler Bethmann Hollweg war sich bewusst, dass Deutschland mit diesem «Blankoscheck» an den Bundesgenossen ein sehr hohes Risiko eingegangen war. «Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen», gestand er noch am Abend des 6. Juli, inzwischen auf sein Schloss Hohenfinow in der Mark Brandenburg zurückgekehrt, seinem Vertrauten, dem jungen Legationssekretär im Auswärtigen Amt, Kurt Riezler. Und er verschwieg auch nicht das Hauptmotiv für dieses hochgefährliche Spiel mit dem Feuer: «Die Zukunft gehört Russland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.»¹

In der Krisensituation des Sommers 1914 zeigte sich, dass die düsteren Prophezeiungen des Generalstabschefs Helmuth von Moltke über eine angeblich existenzbedrohende Gefahr aus dem Osten die führenden Politiker

in Berlin keineswegs unbeeindruckt gelassen hatten. «Russlands wachsende Ansprüche und ungeheure Sprengkraft. In wenigen Jahren nicht mehr abzuwehren, zumal wenn die jetzige europäische Constellation bleibt», äußerte der Reichskanzler am 20. Juli, drei Tage bevor die Wiener Regierung mit ihrem Ultimatum an Serbien die letzte Eskalationsstufe zündete.²

Die von Berlin gewünschte und gedeckte «Aktion gegen Serbien» sollte der Testfall für die russische Kriegsbereitschaft sein. Nahm das Zarenreich die Herausforderung an, musste man nach Ansicht Bethmann Hollwegs und seiner Mitarbeiter den Krieg besser heute führen als morgen. Sollte aber Russland vor der Kriegsdrohung zurückweichen – was man in der deutschen Reichsleitung nicht ausschloss, aber für unwahrscheinlich hielt –, dann eröffnete sich immerhin die Aussicht, über eine solche Demütigung der östlichen Großmacht die Triple-Entente zu sprengen und zu einer für Deutschland vorteilhaften Neugruppierung der Mächtekonstellation in Europa zu gelangen.

Je deutlicher sich aber in der letzten Juliwoche abzeichnete, dass die Hoffnung auf eine Begrenzung des Konflikts eine Chimäre war, desto mehr konzentrierte sich die Berliner Regierung darauf, den Russen die Schuld am Ausbruch des großen Krieges in die Schuhe zu schieben. «Russland aber muss rücksichtslos unter allen Umständen ins Unrecht gesetzt werden», forderte Bethmann Hollweg in einem Telegramm an Wilhelm II. vom 26. Juli.³ Nur so konnte der Reichskanzler auch hoffen, die Unterstützung der antizaristisch gestimmten Sozialdemokratie für den eigenen Kriegskurs zu finden.

Das Täuschungsmanöver gelang. Am 31. Juli traf in Berlin die erwartete Nachricht von der russischen Generalmobilmachung ein. Am 1. August verkündete das Deutsche Reich die allgemeine Mobilmachung. Wenig später folgte die Kriegserklärung an Russland. «Stimmung glänzend», notierte Admiral Georg Alexander von Müller, der Chef des Marinekabinetts. «Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.»⁴ Am 3. August folgte die Kriegserklärung an Frankreich und – nach dem Einmarsch deutscher Truppen ins neutrale Belgien – am 4. August die Kriegserklärung Englands. Der Weltkrieg war nicht mehr aufzuhalten.

«Es sieht sehr nach Krieg aus», berichtete Dorothy von Moltke am 31. Juli 1914, als im Reich der Zustand drohender Kriegsgefahr ausgerufen wurde. Ihre Eltern, die sich Sorgen um ihre Tochter machten, suchte sie zu beruhigen: «Es wird für uns alle reichlich Arbeit geben, und ich fühle mich so sicher unter Gottes Schutz, dass ich überhaupt nicht ängstlich bin.» Aus Berlin hatte der Generalstabschef noch am selben Tag ein Telegramm geschickt: Die Familie könne einstweilen in Kreisau bleiben; es bestehe keine Gefahr eines russischen Einmarsches. Vorsichtshalber aber ließ Dorothy einige Wertsachen in Kisten verpacken. Wie die meisten rechnete sie damit, dass der Krieg, sollte er kommen, bis spätestens Weihnachten beendet sein würde.⁵

Die Gutsherrin von Kreisau sah sich in einem Loyalitätskonflikt. Einerseits fühlte sie sich immer noch ihrer alten Heimat, dem britischen Dominion Südafrika, verbunden, das an der Seite Englands und der Entente in den Krieg eintrat.⁶ Andererseits war sie inzwischen so eng mit ihrer neuen Heimat verwachsen, dass sie gerade in den ersten Kriegswochen leidenschaftlich für Deutschland Partei ergriff. «Die Zeit ist so groß, dass man stolz ist, daran teilzuhaben (...)», schrieb sie am 25. August zum ersten Mal auf Deutsch. «Das ganze Volk ist Eins, jeder persönliche Vorteil oder Streit ist vergessen, alle leben nur für das eine – Deutschlands Sieg, was gleichbedeutend ist mit D(eutschland)s Existenz.»⁷ Und zwei Tage später klang es noch überschwänglicher: «Die Ordnung und moralische Erhebung des Volkes ist das Fabelhafteste. (...) Es ist alles so würdig. Nie bin ich so begeistert für Deutschland wie jetzt. Es bedeutet die Wiedergeburt Deutschlands.»⁸ Jahre später hat sie sich für derlei euphorische Bekenntnisse geschämt und sie zurückgeführt auf den «Einfluss der Kriegspropaganda», dem auch sie zeitweilig erlegen sei.⁹

So allgemein, wie Dorothy von Moltke annahm, war die Kriegsbegeisterung allerdings nicht. Es war ein Wunschbild, das in der zeitgenössischen Publizistik zu Beginn des Krieges beschworen und lange Zeit von der Geschichtsschreibung ungeprüft übernommen wurde. In Wirklichkeit fielen die Reaktionen der Bevölkerung recht unterschiedlich aus. Am ehesten trifft das Klischee von der überwältigenden Zustimmung zum Krieg für die bürgerlich-akademischen Schichten zu. Hier war auch der Druck auf

junge Männer, sich als Kriegsfreiwillige zu melden, am größten. Dagegen war in der Arbeiterschaft der Industriezentren von Kriegsenthusiasmus zunächst wenig zu spüren. Noch Ende Juli 1914 hatten Hunderttausende Anhänger der Sozialdemokratie gegen die drohende Kriegsgefahr demonstriert. Die Desinformationspolitik der Reichsleitung, die es geschickt verstand, Russland als den vermeintlichen Aggressor hinzustellen, sorgte dann allerdings für eine nachhaltige Irritation der Antikriegsbewegung. Aber auch nach dem 4. August 1914, dem Tag der Zustimmung der SPD-Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten, herrschte unter SPD-Mitgliedern eher Resignation und Verzweiflung vor.

Auch in ländlichen Regionen fand das rauschhafte Gemeinschaftserlebnis der ersten Augusttage wenig Widerhall. Viele Bauern fürchteten die Konsequenzen, die eine längere Abwesenheit der Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung der Höfe mit sich bringen würde. Bei den Bäuerinnen stand die Sorge im Vordergrund, nun allein die Erntearbeiten bewältigen zu müssen. Auch in Kreisau waren schon Ende Juli alle Pferde requiriert und ein Teil der Dienerschaft einberufen worden.¹⁰

Wenige Tage nach Kriegsbeginn nahm der Majoratsherr von Kreisau an einer Sitzung des Herrenhauses teil. Seine Frau Dorothy und der siebenjährige Erstgeborene begleiteten ihn. Bei dieser Gelegenheit folgten sie auch einer Einladung des Generalstabschefs Helmuth von Moltke, der erst am 16. August ins Hauptquartier nach Koblenz abreiste. Noch im Rückblick des Jahres 1944 war Helmuth James von Moltke die Begegnung ganz frisch im Gedächtnis: «Onkel Helmuth verspätete sich etwas, und als er reinkam, lief ich ihm entgegen und sagte: ›Nun, Onkel Helmuth, wann gewinnen wir den Krieg?‹» Offensichtlich fiel die Antwort nicht so aus wie erwartet, denn Helmuth James erinnerte sich an ein «Gefühl der Betroffenheit», das er damals empfunden habe: «Ich fühlte plötzlich, dass man ja Kriege auch verlieren kann und dass wir diesen verlieren würden. Das Gefühl hat mich dann bei aller Begeisterung über Siege und bei aller Lektüre der Bücher über Heldentaten nie verlassen.»¹¹

In der Öffentlichkeit demonstrierte der Generalstabschef Siegeszuversicht, doch war er von einer raschen Kriegsentscheidung keineswegs über-

zeugt. Tatsächlich tauchten schon beim Vormarsch durch Belgien unerwartete Widerstände auf. Belgische Bewaffnete leisteten tapfer Widerstand; der eng getaktete Zeitplan der Offensive drohte durcheinanderzugeraten. Die Nervosität der vorrückenden deutschen Truppen steigerte sich zu einer regelrechten Psychose. Überall witterte man, wie seinerzeit in der zweiten Phase des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, Hecken-schützen, sogenannte «Franc tireurs». In zahlreichen Orten wurden, angeblich um Vergeltung zu üben, regelrechte Massaker verübt, wobei weit über 6000 Zivilisten ihr Leben verloren.¹² Die alliierte Propaganda griff die Gräueltaten auf und schlachtete sie für ihre Zwecke aus. Die Deutschen wurden als unzivilisierte, blutrünstige Barbaren dargestellt mit Kaiser Wilhelm II. als einem modernen Hunnenkönig Attila an der Spitze. In einem Brief von Mitte September 1914 mahnte Dorothy ihre Eltern, solchen Berichten keinen Glauben zu schenken. Die deutschen Truppen gingen nicht «unnötig grausam» vor. In ihrer Identifikation mit dem kriegführenden Deutschland ging sie so weit, die Repressalien gegen die belgische Zivilbevölkerung zu rechtfertigen. In der Kavalleriedivision eines Verwandten seien einige Offiziere durch «Franc tireurs» getötet worden; daher müssten «strenge Schritte» unternommen werden, «um so (et)was zu stoppen».¹³

Von Belgien aus stießen die deutschen Armeen nach Nordfrankreich vor. Im deutschen Hauptquartier, das Ende August nach Luxemburg verlegt worden war, herrschte gehobene Stimmung. Doch nüchternen Beobachtern blieb nicht verborgen, dass sich die französischen Truppen der geplanten Umfassung entzogen hatten. Am 4. September gab der französische Oberbefehlshaber Joseph Joffre den Befehl zur Gegenoffensive, die als Marneschlacht in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Der rechte deutsche Flügel geriet in schwere Bedrängnis. Am 12. September ordnete Generalstabschef von Moltke den Rückzug an. Damit war der Angriffsschwung der deutschen Offensive gebrochen, der Schlieffen-Plan scheitert.

Der Feldherr erlitt einen Nervenzusammenbruch. «Der so hoffnungsvoll begonnene Anfang des Krieges wird in das Gegenteil umschlagen (...)\", schrieb er seiner Frau. «Unser Volk in seinem Siegestaumel wird das

Unglück kaum ertragen können.»¹⁴ Am 14. September wurde der Generalstabschef durch den preußischen Kriegsminister Erich von Falkenhayn abgelöst. Nach außen wurde der Wechsel in der Heeresleitung zunächst nicht bekanntgemacht, wie überhaupt die deutsche Öffentlichkeit nur unzureichend über den dramatischen Rückschlag an der Marne unterrichtet wurde. Falkenhayn hielt zunächst am Offensivkonzept seines Vorgängers fest. Doch auch der zweite Anlauf zu einer großen Umfassung scheiterte. Im November 1914 erstarrte die Westfront im Stellungskrieg.¹⁵

Um den glücklosen Helmuth von Moltke, der als Sündenbock für das Debakel herhalten musste, wurde es zusehends einsamer. Im Anschluss an eine Trauerfeier für Feldmarschall Colmar von der Goltz, der im April 1916 in seinem Hauptquartier in Bagdad einer Typhus-Epidemie erlegen war, erlitt er einen Schlaganfall und starb mit nur 68 Jahren.¹⁶

Seit September 1914 war vom Überschwang der ersten Augustwochen nichts mehr zu bemerken. «Die Zeit ist unendlich schwer», schrieb Dorothy ihren Eltern, «und es lastet Tag und Nacht auf einem.» Sie fürchte, dass der Krieg noch «sehr lange» dauern werde.¹⁷ In Kreisau ging die Sorge vor einer russischen Invasion um. Zwar war es dem Feldherrnduo Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff in der Schlacht von Tannenberg Ende August 1914 gelungen, die russischen Armeen zu besiegen und Ostpreußen zu befreien. Doch gleichzeitig hatte das österreichisch-ungarische Heer an der Karpathenfront in Galizien schwere Niederlagen hinnehmen müssen, und es war nicht ausgeschlossen, dass russische Truppen bis nach Schlesien vordringen könnten. Dorothy berichtete, dass sie nur noch im Herrenzimmer im oberen Stockwerk des Schlosses schlief und stets «einen scharfen Hund und zwei Gewehre» bei sich habe.¹⁸ Inzwischen hatte sie wie auch die Bediensteten des Schlosses schießen gelernt.

Durch die große Sommeroffensive von 1915 gelang es den deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen, Galizien zurückzuerobern und große Teile Russisch-Polens einschließlich der Hauptstadt Warschau zu besetzen.¹⁹ Fürs erste war die russische Offensivkraft geschwächt, und auch in Kreisau konnte man aufatmen.

So wie die Briefe aus Südafrika nur noch in unregelmäßigen Abstän-

den eintrafen, schrieb auch Dorothy seltener, wohl auch, weil sie, wie sie im September 1915 mitteilte, «im Dorf viel leiten und arrangieren» müsse, «besonders jetzt, wo so viele Männer weg sind».²⁰ In Kreisau kehrte der Kriegsalltag ein. Zweimal in der Woche versammelte die Gutsherrin alle Frauen des Hofes im Schloss. «Dann wurde in dem Saal gesungen, vaterländische und geistliche Lieder», erinnerte sich Helmuth James. «Alle tauschten Nachrichten über ihre Männer aus, außerdem wurde gestrickt, und wir halfen dabei, indem wir Wolle wickelten und Ähnliches taten.»²¹ Die Stricksachen gingen als «Liebesgaben» an die Front. Zu Weihnachten wurden Pakete für die Truppe gepackt und Verwundete aus dem Schweidnitzer Hospital nach Kreisau zum Tee oder Abendbrot eingeladen. «Wir spielen mit ihnen, singen und reden, und es ist hochinteressant, von ihren Erlebnissen zu hören. Helmuth James sucht sich immer den traurigsten von allen aus und kümmert sich um ihn wie die Henne um ihre Küken.»²² Im August 1915 war das fünfte Kind, die Tochter Asta Maria geboren worden, der Entwicklung ihres Ältesten galt aber immer noch das besondere Augenmerk Dorothys. «Der Junge ist für seine 8 Jahre wunderbar reif und trotzdem noch ein Baby», bemerkte sie. «Er wird als Ältester notwendigerweise etwas verwöhnt und hat etwas Gebieterisches, aber ein solch liebevolles kleines Herz.»²³

Helmuth von Moltke, der Gutsherr, war zu Beginn des Krieges zum Garnisonsdienst nach Schweidnitz kommandiert worden. Von dort ging es zu einer Versorgungseinheit der 6. Schlesischen Armee ins polnische Czenstochau. Es war ein «Druckposten», weitab vom Kampfgeschehen. Er inspizierte landwirtschaftliche Betriebe, die für das deutsche Heer produzierten, organisierte «Singstunden» mit seinen Männern, nahm an den Herrenhaus-Sitzungen auch im Krieg teil und kam hin und wieder auf Urlaub nach Kreisau.²⁴ Bei der Gelegenheit erfuhr Dorothy, dass ihr Mann in Czenstochau eine Affäre mit einer anderen Frau hatte – eine Nachricht, die sie schwer traf, obwohl sie sich in ihren Briefen an die Eltern darüber ausschwig und weiterhin so tat, als sei in ihrer Ehe alles in Ordnung.²⁵

Neben der Erziehung der Kinder fiel Dorothy nun auch die Verantwortung für den Gutsbetrieb zu. Und sie fand sich in der neuen Rolle

überraschend gut zurecht. Im August 1918, wenige Monate vor Kriegsende, zog sie Bilanz: «Ich jedenfalls bin viel energischer und unabhängiger als früher, was nur natürlich ist, wenn man Creisau, Familie etc. auf den Schultern trägt.»²⁶

Nach Ostern 1916 wurde Helmuth James von Moltke in die Sexta des Gymnasiums Schweidnitz eingeschult. Da seit Anfang 1917 keine Züge mehr fuhren, musste er täglich mit Pferd und Wagen in die sieben Kilometer entfernte Kreisstadt kutschieren. «Manchmal war das sehr anstrengend, besonders in dem kalten Winter 16/17, wo ich einmal wegen Wind und (Schnee-)Verwehung drei Stunden von Schweidnitz bis nach Hause gebraucht habe, weil ich uns immer wieder habe herausschaukeln müssen (...). So kam ich manchmal vollkommen erledigt und erfroren zu Hause an.»²⁷

Rasch stellte sich heraus, dass der Schüler zwar im Privatunterricht bei Fräulein Krome fleißig Gedichte, aber ansonsten zu wenig gelernt hatte, um den gymnasialen Anforderungen gewachsen zu sein. So musste er in Nachhilfestunden das Versäumte aufholen. Nur mit Mühe schaffte er in der Sexta und in der Quarta die Versetzung. Erst danach sei er so weit gewesen, dass er «ruhig mitlaufen» konnte.²⁸ Ein besonders guter Schüler ist aus ihm nicht geworden, wie sich auch Dorothy eingestehen musste: «Der Junge ist so reizend mit den Kleinen und ist überhaupt ein Juwel, wenn er auch in der Schule nicht erstklassig ist. Er ist begabt, aber sehr ungenau in seinem Denken und konfus.»²⁹

Je länger der Krieg dauerte, desto schwieriger wurde die Versorgung mit den lebenswichtigen Gütern. Das erforderte einige Improvisationsgabe. «Das Haushalten ist jetzt wirklich eine Kunst, und der Krieg hat einem beigebracht, alles zu verwenden», schrieb Dorothy im März 1916.³⁰ Besonders schwierig gestaltete sich die Versorgungslage im Winter 1916/17, der als «Steckrübenwinter» in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Besonders in den Großstädten litten die Menschen an Hunger; vielerorts kam es zu Plünderungen von Bäckerläden und Lebensmittelgeschäften.³¹ Aber auch auf dem Land musste man sich einschränken. «Inzwischen war vieles

schlechter geworden. Es gab wesentlich weniger zu essen, besonders wenig Butter (...), erinnerte sich Helmuth James. «Das Brot war schlecht. Es gab Sägemehl darin und Zeitungspapier.» Einmal habe er sogar «einen ganzen noch lesbaren Fetzen Zeitungspapier» aus seinem Brot gefischt. Zucker wurde durch grässlich schmeckenden Süßstoff ersetzt, und auch Kerzen und Petroleum wurden knapp. «Im Winter gingen wir von fünf Uhr an spazieren, um Licht zu sparen, und nach dem Abendbrot gab es nur eine Lampe für alle.»³²

Im Laufe des Krieges mussten in der Kreisauer Gutswirtschaft auch russische Kriegsgefangene arbeiten. Sie wurden, glaubt man der Schilderung der Gutsherrin, gut behandelt. «Jede Woche werden sie gewogen, um zu sehen, dass sie ordentlich ernährt werden – das ist Befehl», schrieb sie im Oktober 1916. Zwei der Kriegsgefangenen hätten geweint, als sie gehört hätten, dass sie Kreisau verlassen und in einer Zuckerfabrik arbeiten müssten.³³ Tatsächlich waren die Bedingungen für die russischen Kriegsgefangenen auf dem Lande insgesamt wesentlich besser als für jene, die in den industriellen Zentren Zwangsarbeit leisten mussten.³⁴ Helmuth James half in den Ferien, das Heu einzufahren, und er freundete sich mit einem Russen an, der in der Stellmacherei arbeitete. «Iwan liebte ich sehr, bekam von ihm mehrfach russische Heiligenbilder geschenkt», erinnerte er sich.³⁵

Im März 1918 gab es in Kreisau eine technische Neuerung zu bestaunen: Zum ersten Mal strahlte im Schloss elektrisches Licht. «Die Kinder waren ganz verrückt vor Freude, sind im Haus herumgerannt, haben die Lichter angeknipst und Indianertänze aufgeführt», berichtete Dorothy von Moltke. «Es ist eine wunderbare Verbesserung des Hauses und ein Segen nach dem dunklen Winter, und es ist schön, dass alles gerade rechtzeitig für den Besuch des Y(oung) T(euton) fertig geworden ist.»³⁶ In dem ersten Brief an seine Großeltern, den der elfjährige Helmuth James Ende Juli 1918 in noch ungelenker Handschrift und unvollkommener Rechtschreibung auf Englisch schrieb, versäumte er nicht, auf die Errungenschaft hinzuweisen: «We have now electric light.»³⁷

Helmuth von Moltke, der Vater, war zu dieser Zeit in Kowel stationiert, einer ukrainischen Stadt in Wolhynien. Nach dem Separatfriedensschluss

mit der bolschewistischen Regierung in Brest-Litowsk am 3. März 1918 hatten die deutschen Truppen ihren Vormarsch fortgesetzt und waren bis ins Donezbecken und auf die Halbinsel Krim vorgestoßen. Doch der Traum von einem riesigen deutschen Ostimperium zerplatzte, nachdem der letzte Versuch der deutschen Militärführung, im Westen doch noch die Kriegsentscheidung zu erzwingen, gescheitert war.³⁸ Ende September 1918 mussten Hindenburg und Ludendorff, die Ende August 1916 Falkenhayn an der Spitze der Obersten Heeresleitung abgelöst hatten, die militärische Niederlage eingestehen. Am 11. November 1918 wurde in Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. «Als der Krieg zu Ende ging, war ich elf Jahre», schrieb Helmuth James im Bericht an seine Söhne. «Ich erinnere mich nur noch an die allgemeine Depression über den Ausgang, verbunden mit der Erleichterung, dass es nun vorbei sei.»³⁹ Wie zur Bekräftigung der Niederlage verschwanden die beiden im deutsch-französischen Krieg 1870/71 erbeuteten Kanonen, die lange Jahre als Trophäe vor dem Treppenportal des Kreisauer Schlosses gestanden hatten.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de